

Prolog:

**Warum man
verschwinden
sollte.**

Ein Mann geht mit seinem Hund in Wien Neubau spazieren. Der Hund stoppt, hockt sich hin und presst eine braune Wurst aus seinem Arsch. In der kalten Morgenluft kann man den Dampf der Scheiße nicht nur riechen, sondern auch sehen. Der Mann nimmt ein Plastiksackerl und fasst in das Sackerl so rein, als würde er damit eine Decke oder ein Kopfpolster überziehen wollen. Dann greift er mit seiner durch das Plastik geschützten Hand zu der warmen Wurst, um die Fäkalien in einem Mistkübel mit der Aufschrift „nimm ein Sackerl für mein Gackerl“ zu werfen.

Das ist Wien. Das ist Neubau. Mitten im trendigen siebten Bezirk, wo die Menschen so hipp sind, dass sie nicht mal mehr Filterkaffee trinken, sondern Chai Latte - am besten bio, aber bitte mit Sojamilch, weil die Milchindustrie schlimmer ist als Nestlé. In dem Bezirk, wo die Hosenbeine nicht zu eng, eine Mahlzeit nicht zu exotisch und ein Witz nicht zu korrekt sein kann. Dort, wo jeder irgendwas mit Medien macht, von einem Start Up träumt, sicher ist, dass die Zukunft rosig wird und doch von einem befristeten Vertrag zur Scheinselbstständigkeit springt und stolz dazu sagt „Freelancer“ zu sein.

Kurz gesagt: die zum Stadtteil gepresste Vorstellung von Moderne und Fortschritt. Der Bezirk mit dem geringsten Anteil an Grünflächen in ganz Österreich. Das ist mein Zuhause.

In diesem Hort des Progressiven haben sich also tatsächlich Menschen freiwillig dazu entschlossen, mehrmals täglich einen Hund an einer Leine an Betonklötzen vorbei zu manövrieren, bis sich ihr Liebling erbarmt und seinen Kot auf den, von der Morgensonne erwärmten, Asphalt fallen lässt und das dann, durch die oben geschilderte Prozedur, zu entfernen. Das Schlimmste daran ist aber, dass die meisten auch noch in Ekstase verfallen, wenn sie so einen Wurstproduzenten sehen. Das verstehe ich nicht. Auf meiner Liste bevorzugter Freizeitaktivitäten kommt jedenfalls Scheiße überzüchteter Hunden vom Betonboden aufzulesen ganz weit hinten. Leute die sich einen Köter anschaffen und sich dadurch so unfrei machen, dass sie sogar die Würstel von ihm aufheben, waren mir immer ein Rätsel. Auch Frauen, die auf Männer mit Hunden stehen, verstehe ich nicht. Was ist attraktiv an einem Mann, der täglich Hundescheiße zwischen seinen Fingern hat?

Wer das Leben hier kennt, mag es. Es hat einen nichtsdestotrotz gut erwischt. Trotzdem verspürt man Sehnsucht nach etwas Anderem. Sehnsucht nach echter Natur. Nach Orten an denen Kühe auf den Boden machen und nicht Hunde. Nach echten Menschen mit echten Jobs, bei denen man mit den Händen arbeitet. Sehnsucht nach echten Mahlzeiten ohne Soja oder E-Nummern. Wer mehrmals die Szene zwischen Herrli und Wuffi miterlebt hat, wer morgens

sieht, wie die Sonne in den stinkenden Urinlatschen der Köter glitzert, der versteht: Man muss auch mal weg.

Die einen fahren dazu nach Schweden in eine Hütte, heizen den Kachelofen ein und essen schwedische Fleischbällchen, die nur halb so gut sind, wie die originalen vom Ikea. Elchfleisch schmeckt ihnen zu sehr nach Brunftzeit schmeckt und die Geschmacksverstärker vom Ikea sind sowieso unschlagbar. Das würde aber nie jemand von ihnen laut aussprechen. Darum sitzen sie da, essen ihre Elchbällchen, versuchen so dreinzuschauen, als würde es ihnen schmecken, machen Fotos davon, posten sie auf Instagram und betonen in Zukunft immer, dass man die Ikea-Fleischbällchen auf keinen Fall mit dem Original aus Schweden vergleichen kann.

Die anderen stauen sich jedes zweite Wochenende in Hybridautos zu ihren Zweitwohnsitzen im Wein-, Wald- oder Mostviertel, hören dabei Eddie Vedder, weil der ja den Soundtrack von „Into the Wild“ gemacht hat und schmatzen alle 17 Minuten ihren Kindern auf die Frage „Wann sind wir denn da?“ ein „eh gleich Schatzi“ entgegen.

Wenn man aber weder genug Geld für einen Ausflug in die schwedischen Wälder, noch das Glück ein Ferienhaus geerbt zu haben hat, dann kann man es mit dem Literaturstipendium der Nationalparks Austria versuchen und es so trotzdem schaffen die Wildnis zu erleben und zwei Wochen in den oberösterreichischen Kalkalpen verbringen. Das ist es, wovon die folgenden Zeilen handeln.

Das ist keine Geschichte über einen Menschen, der die Stadt hasst, ganz im Gegenteil – doch in Wien drückt man seine Liebe durch Schlechtmacherei aus. Zum Glück schlägt in mir aber auch das Herz eines Oberösterreichers und ich habe trotz meine Studienjahre in der Hauptstadt zumindest ehrliche Begeisterung nicht ganz verlernt. Und das ist es, was man für den Nationalpark Kalkalpen und seine Wildnis empfinden muss.

Wildnis ist Natur und unter Natur steht im Duden folgende Definition: Natur, die, Substantiv, feminin, [ohne Plural] alles, was an organischen und anorganischen Erscheinungen ohne Zutun des Menschen existiert oder sich entwickelt.

Eine sperrige Formulierung für: Dort wo der Mensch sich nicht einmischt. Jedenfalls trifft genau das auf einen Teil des Nationalparks Kalkalpen zu. Generell wird im Nationalparkgebiet wenig menschlicher Einfluss ausgeübt. Es gibt dort aber auch acht Waldgebiete, die man als Urwaldreste einstufen kann. Das sind Gegenden, die seit der letzten Eiszeit vollkommen vom Einfluss des Menschen unberührt geblieben sind. Seit über 10.000

Jahren lässt der Mensch also diese Wälder in Frieden. Bäume fallen um, bleiben liegen, werden von Pilzen und Insekten gefressen. Junger Wald wächst aus dem alten Holz und keiner greift in diesen Prozess ein – auch nicht die Nationalpark Verwaltung. Dadurch entstehen nicht nur wunderschöne Landschaften, auch die Artenvielfalt kann sich regenerieren und breitet sich wieder in ganz Österreich aus. Klingt also eigentlich ziemlich simple. Den Wald Wald sein lassen, zurücklehnen und das war's auch schon. Aber so ist es eben nicht. Den Nationalpark würde es in seiner heutigen Form nicht ohne die Menschen geben, die in und mit ihm leben. Sie prägen den Park und der Park prägt sie. Es folgen vier Portraits. Sie haben die Landschaft und die Menschen, die in ihr Leben zum Thema. Ohne das eine ist das andere nicht begreifbar.

Natur ist

Gerechtigkeit:

Ernie die neue Gräfin

Lamberg.

Eine dieser Personen, die einen dabei hilft, den Park zu verstehen ist die Rangerin Ernie. Ihre Verbindung zum Wald ist fast schon mystisch. Sie weiß, wo welcher Baum umgefallen ist. Kennt das Alter der Bäume und schöpft Kraft aus ihnen. Ernestine schafft es in einem Gespräch, ihr philosophisches Weltbild zwischen den Zeilen zu vermitteln: Wir Menschen sind klein und unbedeutend in diesem Kosmos und doch passt die Natur auf uns auf. Der Baum, der vor ihren Füßen liegt, ist 300 Jahre alt. Jetzt schält sich die Rinde vom dicken Stamm ab. Der Baum wird von Pilzen aufgeweicht und später von Insekten, Würmern und Spechten zerlegt. Er stand schon hier als Ernies Urgroßvater auf die Welt kam und wird noch nicht fertig verdaut sein, wenn ihr Urenkelkind geboren ist.

Und ihre Philosophie stimmt. Der Wald hat ihr tatsächlich viel gegeben. Ernestine stammt aus einer langen Tradition von Holzknechten. Wie lange weiß man gar nicht so genau. Die Linie geht aber mindestens bis zu ihrem Urgroßvater zurück. Er war ein Holzknecht für das Adelsgeschlecht der Lamberger, aus deren Besitz später der Nationalpark entstehen sollte. „Wenn ich heute eine Führung mache und den Leuten Fotos von der Holzwirtschaft früher zeige, suche ich mir immer einen Holzknecht aus und behaupte: Das ist mein Urgroßvater! Vielleicht erwische ich ja tatsächlich mal ein Bild von ihm,“ scherzt sie, wenn sie ihre Familiengeschichte mit jener des Nationalparks in Verbindung bringt. Wenn sie davon redet, dass sie aus einer Familie von Holzknechten kommt, tut sie das nicht, ohne zu erwähnen, dass das einer der niedersten Berufe der damaligen Zeit war. Dabei spiegelt sich in ihrem Gesicht aber keine Scham. Sie drückt die Mundwinkel nach oben, presst ihre Augenlider nach unten und schleudert einem damit spitzbübischen Stolz entgegen, denn sie weiß, was als nächstes in der Geschichte kommt. Der Beruf der Holzknechte war gefährlich und schlecht bezahlt. Die Lamberger erlaubten sich so einiges mit ihren Arbeitern. Das Adelshaus war eines der bedeutendsten der Monarchie. Die Habsburger kamen in die lambergerischen Gründe gerne zum Jagen. Und weil der Mensch damals schon so war, wie er heute ist, haben die Lamberger den Habsburgern natürlich imponieren müssen. Sie gönnten sich ein Jagdschlössel und verboten der ansässigen Bevölkerung selbst zu jagen. Es sollte schließlich so viel Wild im Wald sein, dass selbst die degeneriertesten Abkömmlinge von zwei Habsburger Cousins und Cousinen einen Schuss versenkten. Doch nicht genug, wenn die reichen Freunde aus Wien da waren, wurde natürlich auch allen Holzknechten das Arbeiten im Wald verboten. Man will ja nicht riskieren, dass die feinen Herren einem verlumpten Holzknecht begegnen. Kurz gesagt: Die einen lebten in Saus und Braus, die anderen verarmten und durften ihren Hunger nicht mal durch die Jagd stillen.

Ernies Familie zog irgendwann aus dem Gebiet des Nationalparks weg. Sie wurde älter und verliebte sich. Sie heiratete ihren Michel. Und ihr Michel hatte einen Berufswunsch: Holzknecht. Er arbeitete viel. Ernie machte sich viele Sorgen. Sie wurde Mutter von acht Kindern. Michel arbeitete sich nach oben und über Umwegen wurde er Gebietsjäger für die Bundesforste, die den Großteil des Nationalparks besitzen. Mit diesem Job ist auch eine komfortable Dienstwohnung verbunden: das Jagschlössel der Lamberger.

Im Nationalpark kann sich der Wald zurückholen, was ihm gehört, Wildnis wird wieder zugelassen. Hier erfuhr Ernies Familie aber auch nachträgliche Gerechtigkeit. Sie lebt mit ihrem Holzknecht Michel in der einstigen Jagdresidenz der Herren ihres Großvaters. In ihre Philosophie scheint das ganz leicht zu sein: Sie liebt den Wald bedingungslos und der gibt ihr etwas zurück. Natur ist Gerechtigkeit.

Natur ist

gastfreundlich:

Waltraud, Hedi und Josef.

Geht man ca. eine Stunde von Ernies umgekippter 300-jährigen Buche bergauf, kommt man irgendwann zur Schaumbergalm. Oftmals versperren weidende Kühe den Weg dorthin. Mit der Lässigkeit einer Straßengang chillen sie links und rechts vom Wanderweg, kauen, muhen. Spüren sie, dass man Angst vor ihnen hat, starren sie einen lange an. Kommt man näher, stehen sie auf. Geht man weiter, eskortieren sie einem ein Stück des Weges. Sie scheinen sich förmlich einen Spaß daraus zu machen, doch Respekt flößen sie schon ein, denn im Zweifel sind sie die stärkeren. Passiert ist aber noch nie etwas. Eigentlich sind es friedfertige Wesen, die sich nur um ihre Kälber sorgen. Hat man es an den Kühen vorbeigeschafft, bekommt man ein Kontrastprogramm präsentiert. Die Hüttenwirtin Waltraud wartet auf einen mit Kuchen, Kaspresknödeln und Speck – alles selbst gemacht. Und was sie nicht selbst macht, unterliegt ihrer strengen Kontrolle. Sie kennt den Bäcker für ihr Brot und sucht den Honig penibel danach aus, wo die Bienenstöcke stehen. Einmal hat sie Honig aus der Steiermark gekauft und ihn dann ihren Gästen nicht serviert, weil er ihr selbst nicht schmeckte. Für den Laien ist Honig einfach Honig – für Waltraud nicht. Umso schlimmer muss es für sie gewesen sein, wochenlang jenen zu essen, den sie ihren Kunden nicht verkaufen wollte – denn weggeschmissen wird natürlich nichts. Waltraud ist einfach eine Gastgeberin, wie aus dem Bilderbuch, kaum zu glauben, dass sie früher in der Werbebranche arbeitete und ihr stressiges Leben für die Alm aufgab. Wobei weniger stressig ist es auf der Schaumbergalm nicht. Wenn das Wetter passt, rennen ihr die Leute die Hütte förmlich ein. Eine Wirtin würde das freuen – aber Waltraud ist Gastgeberin. Sie mag es nicht, wenn so viel los ist, dass man nicht mal mehr wirklich Zeit zum Schmähführen hat.

Außerdem haltet sie die viele Arbeit von ihrer eigentlichen Mission ab – den Kühen. Die Schaumbergalm gehört Waltraud nicht, sondern mehreren Bauern aus der Region. Waltraud passt auf die almenden Kühe auf, zählt und pflegt sie. Die Verköstigung der Gäste bringt zwar Geld, aber Waltrauds Gedanken gehören den Wiederkäuern. Umso bemerkenswerter ist es, was sie aus der Schaumbergalm gemacht hat.

Das liegt vielleicht auch daran, dass in ihr zwei Herzen schlagen. Das Herz einer Betriebswirtin und das einer Gastgeberin. Und diese Herzen sind in ständiger Diskussion. Die herzliche Gastgeberin gewinnt aber immer. Das merkt man auch, wenn man mit ihr über andere Hüttenwirte spricht. Sie hat für alles Verständnis – selbst würde sie vieles davon aber niemals durchziehen.

50 Cent fürs Klo gehen?

Natürlich da hat die Wirtin recht! Das muss man machen, die Leute kommen, konsumieren nichts, machen daneben und selbst putzt man dann das Klo.

Muss man bei dir zahlen?

Nein natürlich nicht. Das Einzige was ich nicht mag, ist, wenn die Leute nicht grüßen und sich heimlich an mir vorbei ins Klos schleichen.

Soll ein Glas Wasser etwas kosten?

Na sicher, die Leute, die kommen und nur ein Glaserl Wasser wollen, werden immer mehr. Dann sollen's zumindest einen Kaffee dazu trinken.

Verlangst du etwas für ein Glas Wasser?

Nein wer durstig ist, soll trinken.

Und das ist es wohl, was ihre Kunden an Waltraud schätzen. Man ist umsorgt, wenn man im Gastgarten der Schaumbergalm sitzt und sich die Bergidylle im Glas selbst gemachten Hollersaft spiegelt.

Darum hat Waltraud auch Stammgäste und wenn die kommen, kann es schon mal flüssiger werden. An einem Samstag im August feierten vier ältere Herren einen „Heurigen“ auf der Alm. Was in Wahrheit bedeutete Brote mit Speck, Erdäpfelkas, Schweinsbraten und Topfen zu verschlingen und das als Ausrede zu benutzen, um mehrere Flaschen Wein zum runterspülen der Jause zu öffnen. Je mehr Falschen sie tranken, desto lauter wurden die Herren. Plötzlich entsteht eine Diskussion über die richtige Wundepflege bei Kühen. Der Tiroler der Runde, nennen wir ihn T., wird emotional bei dem Thema: „Wenn a Viech a Wundn hat, musst erm Tiroler Stoaöl draufschmieren. Des Beste was gibt. Das Beste was es gibt!“

In den letzten Satz betont er jede einzelne Silbe und spricht Hochdeutsch, um seinen Standpunkt noch mehr Bedeutung zu verleihen. Er wiederholt immer wieder: „Tiroler Stoaöl. Das Beste was es gibt.“

Zwischen der Aufnahme von zwei Bestellungen wirft Waltraud ein, dass das nicht immer so leicht ist, weil sich das Tier wehrt, wenn man ihm direkt auf die Wunde etwas auftragen möchte. Darum schmiert Waltraud nicht – sie spritz aus der Distanz. Für den Tiroler T. völlig unverständlich, „Stoaöl muss man schmieren!“ Da ist er orthodox.

Der Tag vergeht und die Flachen leeren sich. Als die Männerrunde aufbricht, stürzt T. Sein Gesicht ist aufgeschürft, Blut kommt aus seiner Stirn. Seine Freunde setzten ihn auf eine Bank. Waltraud eilt zu ihnen mit einer selbst gemachten Anika-Tinktur. Sie versucht es T. auf

die Wunde zu streichen. Doch genau wie die zuvor von Waltraud geschilderten Kühe, lässt sich T. auch nicht gerne etwas auf seine Wunde schmieren. Er schlägt Waltrauds Hand weg und schreit: „Lassts mi in Ruah, lassts mi sterben. Wenn i Tod bin, komm i wieder nach Tirol.“ Seine Freunde und Waltraud beruhigen ihn, erklären, dass es nur eine leichte Abschürfung ist und in einem Moment der Unaufmerksamkeit von T. spritzt Waltraud die Anika Tinktur aus einer Sprühflasche auf Ts. Wunde.

Um das alles zu schaffen, hat Waltraud Hilfe. Ihre Freundin Hedi kommt immer wieder auf die Alm und hilft aus – backt Topfenstrudel und bewirte Gäste. Bei den Kühen bekommt Waltraud Hilfe von ihrem Lebensgefährten Josef. Josefs Haar ist zwar schon grau, doch sein Grinsen ist das eines jungen Buben geblieben. Er wandert zu den beliebtesten Weideplätzen der Kuhherden, zählt sie und berichtet an Waltraud. Doch auch das bewirten kann er gut – wie jeder auf der Schaumbergalm.

Für Waltraud, Hedi und Josef stellt sich die Frage nicht, ob das Glas halb leer oder halb voll ist, wenn man ihr Gast ist und ein halb gefülltes Glas vor sich hat, machen sie es ganz voll.

Natur ist

widerspenstig:

Franz.

Doch egal wie freundlich die Menschen in der Nationalpark-Region sind – die Geschichte des Nationalparks Kalkalpen ist auch eine Geschichte des Widerstandes. Die Natur und die Menschen der Region wehrten sich gegen die wirtschaftliche Nutzung des Gebietes und konnten so die Gründung des Nationalparks erst möglich machen.

Dass sich die Natur aktiv gegen etwas eingesetzt haben soll, mag anfangs etwas befremdlich klingen, wenn man aber die Geschichte kennt, merkt man: Ohne einem Zusammenspiel aus glücklichen Fügungen der Natur und dem Engagement der Bevölkerung würde es den Nationalpark nicht geben.

Der heutige Nationalpark hat in seiner Vergangenheit schon mehrere Pläne durchkreuzt, noch bevor er überhaupt zum Nationalpark wurde. Man wollte einen Stausee errichten, der einen beachtlichen Teil des heutigen Gebietes verschluckt hätte. Dem machte die Natur durch ein Erdbeben einen Strich durch die Rechnung. Das Beben weckte aber neue Profit-Bestrebungen. Man plante nach Gas zu bohren. Die ansässige Bevölkerung, besonders die Jungen, hatten damit keine rechte Freude. Sie protestierte erfolgreich gegen die Bohrungen auf der Viehtaleralm. Auch 1991 konnte sich die Bevölkerung durchsetzen. Damals durchkreuzten sie die Pläne für ein Atommüllendlager im Bosruckgebiet, einem potentiellen Nationalpark-Erweiterungsgebiet.

Andere Proteste waren gegen die Pläne eines Subunternehmens der VOEST gerichtet. Damals sollte Hintergebrige zu einem Kanonenschießplatz werden.

Als danach Pläne öffentlich wurden, es noch einmal mit einem Kraftwerk im Gebiet des Nationalparks zu versuchen, kettete sich die Zivilgesellschaft an Maschinen, demonstrierte und forderte die Errichtung eines Nationalparks. Die Politik wollte anfangs wenig davon wissen – doch die Aktivisten waren so ausdauernd, dass 1996 schließlich alle Parteien im oberösterreichischen Landtag der Errichtung des Nationalparks zustimmten.

Von diesen Geschichten kann Franz berichten. Er begleitet den Nationalpark während eines großen Teils seiner bewegten Geschichte. Mittlerweile ist er Chef der Öffentlichkeitsarbeit. Seine Aufgabe sieht er aber weniger in der Erstellung von teuren Hochglanzbroschüren, sondern eher darin weiter für den Nationalpark zu kämpfen.

Er kettet sich aber nirgends an. Seine Waffen sind seine einnehmende Art, seine Ausdauer beim Sitzenbleiben und jede Menge gute Argumente. Sein Ziel: Verständnis für die Positionen des Nationalparks bei den Anrainern und Forstwirten. Denn der Park ist keineswegs unumstritten. Der Grund dafür ist, dass die Wildnis zwar unberührt bleibt – aber die sie sehr wohl die verschiedenen Interessen der Anrainer und Waldbesitzer berührt. Wenn der Borkenkäfer zum Beispiel Fichten im Nationalpark befällt und zum Absterben bringt,

dann ist das für den Park nichts Schlimmes. Ganz im Gegenteil: Man sieht es als einen natürlichen Prozess, die Fichten wurden damals künstlich angesetzt, da sie einen hohen Ertrag liefern. Die eigentlich dort heimischen Laubbäume, wie die Buche oder der Bergahorn, wurden durch die vom Menschen bevorzugten Nadelbäume verdrängt. Nun kommt der Borkenkäfer und bereitet den Boden für die Rückkehr eines artgerechteren Mischlaubwaldes. Doch der Käfer bleibt nicht in diesem Schutzgebiet, sondern breitet sich weiter aus. Und davor haben die angrenzenden Waldbesitzer Angst.

Die Aufgabe von Franz ist es, ihnen diese Angst zu nehmen. Er erklärt, dass es eine Schutzzone rund um den Nationalpark gibt, in der die Bäume entrindet oder weggeräumt werden, um zu verhindern, dass der Borkenkäfer sich zu weit ausbreitet.

Und für diesen Job ist Franz genau der Richtige. Er kann die Probleme der Menschen gut verstehen, brennt aber mit seinem ganzen Herzen für den Park. Kaum jemand kennt ihn so gut wie er. Wenn man gemeinsam mit ihm durch die Urwaldgebiete wandert, fällt ihm meist jede Fußspur auf und er kann sie immer zuordnen. Wenn man ihn nach den Namen einer Pflanze fragt, weiß er den deutschen sofort, jedoch hält er auch kurz inne und fängt an in einem Lexikon zu blättern, das wohl nur in seinem Kopf existiert. Nach wenigen Augenblicken ist er damit fertig und hat auch den lateinischen Namen und eine Geschichte zu der Pflanze parat. Lexikon ist auch ein passender Ausdruck für den Nationalpark selbst. Tier- und Pflanzenarten werde hier erhalten und können sich auch neu entfalten. Während sie in wirtschaftlich genutzten Gebieten verschwinden.

Franz gefallen dabei vor allem die unscheinbaren Dinge, wie die *Neottia nidus avis* eine Orchidee ohne Chlorophyll. Sie wirkt wie vertrocknet und gerade das macht sie für Franz so besonders. Eine Leidenschaft hat er auch für die Überlebenskünstler und davon gibt es in den Kalkalpen besonders viele. Dort, wo die Bedingungen extrem sind, braucht es einen Spezialisten und so entsteht Artenvielfalt. Ein Grund dafür warum es auf den Wiesen der Kalkalpen so viele verschiedene Blumen gibt. Pflanzen, Tiere und Menschen in den Kalkalpen wissen sich durchzusetzen. Und diese Widerspenstigkeit zahlt sich aus. Die Urwaldreste gibt es nur, weil diese in entlegenen Gebieten standen und früher zu schwer für die Forstwirte nutzbar waren. Heute sind sie seit 10.000 Jahren frei von menschlichen Einflüssen und einer der größten Schätze des Nationalparks.

Natur ist frei:

Rosi und Gert.

Im Nationalpark Kalkalpen leben viele geschützte Arten. Doch eine davon ist auf der Welt wirklich schon besonders selten geworden: Von Grund auf freie Menschen. Rosi und Gert sind eines der letzten verbliebenen Exemplare.

Finden kann man sie in der Polzhütte in der Feichtau. Gelegen am halben Weg zum Hohen Nock, dem höchsten Berg der Kalkalpen, vier Stunden Fußweg vom nächsten Parkplatz entfernt und nur 20 Minuten von zwei kristallklaren Bergseen – den Feichtauseen.

Das klingt nach einem Paradies – und das ist es auch für Gert und Rosi. Nirgends sonst möchten sie lieber sein. Doch es ist vor allem auch eines: hart. Sie leben in der höchstgelegenen Alm im Nationalpark. Obendrein ist es auch noch die am schwersten zugängliche. Sie müssen alles was sie brauchen per Schubkarren bis zu ihrem Haus bringen. Wenn es September-Schnee gibt wie 2017, dann hängen sie und ihre Kühe oben fest.

Doch diesen Preis zahlen sie gerne, denn hier oben sind sie frei. Sie haben sich frei dazu entschieden, es schwerer zu haben als andere. Dafür bestimmen nur sie und das Wetter über ihren Tag. Sie bewirten wen sie wollen. Haben geöffnet wann sie wollen. Und sie verändern ihre Geschichten, die sie gratis zu dem Speck, Topfen und Schweinsbratenbrot servieren, so viel sie wollen.

Diese Freiheit lieben sie. Und sie lieben sich. Das merkt man, wenn man auf einen gespritzten Most bei ihnen einkehrt sofort. Wenn einer von ihnen beginnt Geschichten zu erzählen, die unglaublich sind, man möchte fast sagen unmöglich wahr sein können, dann widersprechen sie sich nicht. Kein einziges Mal. Sie berichten von Wunderheilern, die auf ihrer Alm zu Besuch waren. Von einem über 100 Kilo schweren Mann, den sie und ein spiritueller Gast nur durch ihre Finger und womöglich Magie in die Luft gehoben haben. Zu viele dieser Geschichten sollen hier aber gar nicht angedeutet werden, denn die Geschichten sind ein Schatz, der sorgsam von ihnen gehütet wird und nur jene zu hören bekommen, die sie für würdig erachten. Wer sie besucht, wird Unglaubliches hören. Doch egal wie unglaublich die Geschichten scheinen: Jedes kleine Detail ist unter ihnen abgestimmt. Ob sie nun stimmen oder nicht, wissen nur die beiden. Das ist auch egal – eine Geschichte muss gut sein und das sind ihre allemal.

Es wundert aber auch nicht, dass gerade die beiden für jede Stunde, die man bei ihnen sitzt, mindestens eine Geschichte im Angebot haben. Einerseits weil es vollkommen klar ist, dass

falls sie stimmen, solche Dinge nur Menschen wie Rosi und Gert passieren können. Und falls nicht: Die Umgebung regt die Kreativität an.

Man ist dort umringt von einem Panorama aus Berggipfeln, die nachts vom Mond beleuchtet werden. Die Wälder rings herum sind mindestens genauso magisch: Teile davon sind vom Borkenkäfer so zerfressen worden, dass nur noch Baumskelette am Boden liegen. Da die Bäume auch nie weggeräumt werden, sieht es dort aber nicht kahl oder traurig aus - ganz im Gegenteil: Die grau gewordenen Bäume wirken wie Bauwerke aus Silber. Zwischen ihnen kommen immer wieder Wildtiere zum Vorschein und auf ihnen krabbeln tausende Käfer. Wenn man aufmerksam zuhört, kann man auch den Spechten lauschen, die das tote Holz nach Nahrung abklopfen. Die Wälder, die vom Borkenkäfer verschont geblieben sind, stehen ihren verfaulenden Kollegen aber in keiner Weise nach. Denn sie verbergen einen der schönsten Plätze der Kalkalpen: Die Feichtauseen. Zwei kristallklare Bergseen, versteckt zwischen verwachsenden Waldwegen und Berggipfeln. Wer hier im kalten, klaren Wasser schwimmt, versteht den abstrakten Begriff der Freiheit plötzlich besser. Was ist schließlich freier als ein einsames Bad in der Wildnis?